

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1846) Unterhaltungsblatt

74 (29.9.1846)

Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 29. September 1846.)

Verantwortlicher Redakteur: Wilh. Brandeder.

N^{ro.} 74.

Die Maske.

(Schluß.)

7.

Acht Tage waren seit jener mir ewig unvergeßlichen Nacht verfloßen. Ich lag in einem elenden Dorfe auf dem Krankenbette. Die Menge der seltsamsten Begebenheiten, die auf mich einbrangen, hatte mich so sehr ergriffen, daß ich auf der Reise von einem hitzigen Fieber befallen wurde. Zu meinem Glück hatte ich in meinen Wirthsleuten gefühlvolle Menschen gefunden, die es an sorgfältiger Pflege nicht fehlen ließen, so wie auch der Wundarzt des Ortes alle seine medicinischen Kenntnisse aufbot, mich aus meiner bedenklichen Krankheit herauszureißen, was ihm bei meiner übrigens kräftigen Natur auch gelang. Nun, da ich bereits dem Ende meiner Krankheit entgegen sah, erzählte man mir, daß ich mehrere Tage in einem bewußtlosen Zustande dahin gelegen, und viel von einer Fanni, Baronesse Stiller und Freund Stollen phantasiert hatte. Noch fühlte ich mich etwas schwach; der Arzt gab mir aber die Hoffnung, daß ich in wenigen Tagen im Stande seyn würde, meine Reise fortzusetzen. Als ich so viel Kraft erlangt hatte, als zur Fortsetzung derselben nöthig war, nahm ich von meinen freundlichen Wirthsleuten Abschied, indem ich sie für ihre gütige Pflege nach Kräften belohnte. Vor meiner Weiterreise hatte ich meinem Onkel einen langen Brief geschrieben, in welchem ich ihn nochmals versicherte, daß ich nie von meiner Fanni lassen werde. Ich fuhr mit sehnsuchtsvoller Erwartung der Residenz zu.

Mein erstes Geschäft war, meinen Pflegvater Sternfeld aufzusuchen. Wer beschreibt mein Erstaunen, als ich erfuhr, er sei bereits vor vierzehn Tagen nach B. abgereist, um seine todtkranke Tochter Fanni vor ihrem Ende noch ein Mal zu sehen, welche sich bei meinem Onkel schon seit länger als einem Jahre aufhielt, und die von einem Maskenballe krank nach Hause gebracht, in einen bedenklichen Zustand verfiel, so daß alle Aerzte bereits an ihrem Aufstehen zweifeln. Es begann in meinem Innern furchbar zu togen. Ich hatte mich also nicht getäuscht, als ich in jener verhängnißvollen Maske meine Fanni zu erkennen glaubte. Von meinem besten Freunde war ich betrogen worden! Was konnte Stollen verleiten, so schändlich an mir zu handeln, und einen Namen mir in's Gedächtniß zurückzurufen, der mich stets mit Bitterkeiten erfüllte? Ost hatte ich ihm in einsamen Stunden erzählt, wie läßt mir in der Residenz eine Baronesse Stiller geworden sei, die unablässig die Reize der Koketterie nach mir auswarf, und der ich mich Anfangs mit freundschaftlicher Zuneigung hingegen hatte, da mich ihre Stimme, ihre Gestalt so — ganz an meine angebetete Fanni erinnerten. Nun wußte Stollen alle diese Umstände zu benützen, um mich von meiner Geliebten zu trennen, die ich wider Willen so arg kränken und beleidigen mußte! Wie sollte ich mir aber das Duell erklären? Was konnte ihn bewogen haben, sich mit mir für Fanni zu schlagen, und zwar auf eine Art und Weise, die offenbar meinen Untergang bezweckte? War er vielleicht selbst in das Mädchen verliebt, und wollte daher mich, als Hinderniß seines Glückes, aus dem Wege räumen?

Alle diese Räthsel sollten bald gelöst werden. Als ich nach Hause kam, fand ich einen Brief meines Oheims, welchem ein

zweiter, wohl versiegelt, beigegeschlossen war. Der Brief des Oheims, den ich mit Hast erbrach, lautete:

„Lieber Karl! Deinen Brief, in welchem Du mir von Deiner Krankheit Kunde gibst, habe ich so eben erhalten; er erfüllte mich mit Schmerz und Bitterkeit. Ich hätte nie gedacht, daß Du mir, der ich stets nur für Dein Wohl besorgt war, zumuthen könntest, ich wolle Dich mit einem Mädchen verbinden, das Du nicht achten kannst. Du schreibst mir von einer Baronesse Stiller, die ich in meinem Leben nicht gesehen, nicht gekannt habe. Welch ein unglücklicher Zufall hier im Spiele war, weiß ich mir nicht zu erklären. Deine Verbindung mit der Tochter meines Jugendfreundes Sternfeld war stets meine Lieblingsidee, und ich sah mit kindlicher Freude dem Augenblicke entgegen, in welchem ich Dir Deine Jugendgeliebte als Braut zuführen könnte. Schon vor sieben Jahren, als ich bei Deiner Abreise nach Italien Deine Liebe zu dem Mädchen bemerkte, sah ich mich bereits als Großonkel im Kreise lieber Verwandten meine Lebensstage vergnügt beschließen. Ihr waret damals Beide noch zu jung, auch wollte ich, daß Du früher die Welt kennen lernen solltest. Ich gab Deiner Neigung zum Soldatenstande nach, ich sah Dich die Bahn mit Ehren durchlaufen, und da ich Dich reis für meine Pläne hielt, beschloß ich, Dir meine Güter zu übergeben, und Dich mit Fanni, die ich schon ein Jahr vorher zu mir genommen hatte, zu vermählen. Daß ich Dir von diesem Plane nichts zu wissen machte, hatte seinen Grund darin, weil ich erst ersehen wollte, ob Deine Herzenseigung dieselbe geblieben sei. Nun, da ich das Ziel meiner Wünsche schon erreicht wähnte, mußte das Schicksal dem Ganzen eine so traurige Wendung geben: Du verschwandest aus meinem Hause, Niemand wußte, warum und wohin? So lange liebest Du mich ohne Nachricht, was Dich bewogen, B. so schnell wieder zu verlassen. Fanni liegt seit jenem Balle bei Strahlen, von welchem man sie bewußtlos nach Hause brachte, todtkrank darnieder. In ihren Fieberphantasien ruft sie oft mit rührender Zärtlichkeit: Karl! Mein Karl! Dann schreit sie, wie in wildem Wahnsinne: Hütet Euch vor einer schändlichen Kokette! — Ihr Vater sitzt weinend an ihrem Lager, da die Aerzte bereits jede Hoffnung zur Wiederherstellung aufgegeben. Der arme Sternfeld! Gleich mir träumte er die schönsten Tage der Zukunft, er wollte die Residenz für immer verlassen, seine Geschäfte aufgeben, und sich unserm häuslichen Kreise anschließen. Die wenigen Tage haben seine Haare vollends gebleicht, Gram spricht aus allen seinen Zügen, er wird den Tod seiner Fanni nicht lange überleben! Auch auf mich und meine gute Alte haben diese traurigen Ereignisse einen heftigen Eindruck gemacht. Wir haben nur einen Wunsch im Herzen: Dich vor unserm Ende noch ein Mal zu sehen. Darum, lieber Karl, wenn es Deine Gesundheit erlaubt, komme bald nach B. zurück, und tröste Deinen unglücklichen Onkel, dessen einzige Freude und einstige Erbe Du bist. Fanni wirst Du wohl nicht mehr treffen, der Himmel hat sie zu seiner Braut bestimmt, sie steht geduldig dem Ende ihrer Leiden entgegen. Sie ist ein edles Geschöpf, und hätte Dich gewiß glücklich gemacht! Komme bald zurück in die Arme Deines Dich ewig liebenden Oheims

Haller.“

„N. S. In der vorigen Woche verschwand hier ein Klein-

tenant Ludwig von Stollen, der mit Dir, wie ich hörte, in demselben Regimente diente. Er kam in früherer Zeit öfter in mein Haus, denn Fanni schien ihm zu gefallen, doch sie hatte nur Dich im Herzen, und gab seinen Bewerbungen kein Gehör.

Wer vermag die Gefühle zu schildern, die mich beim Durchlesen dieses Briefes bestürmten? Schluchzend warf ich mich auf das Sopha, und konnte den Sturm, der in meinem Innern tobte, nicht beschwichtigen. Alles war mir nun klar geworden, und ich klagte mich als den Mörder meiner Fanni, meines eigenen Lebensglückes an. Alles hatte ich zerstört, was mir lieb und theuer war, die zartesten Bande der auferstichtigsten Liebe zerrissen, und ein treues Herz gebrochen! Nur mit Mühe raffte ich mich auf, befohl sogleich Postpferde zu bestellen, um mir möglichst Eile wieder nach B. zurückzuführen. Als ich Fassung gewonnen hatte, fiel mir erst der zweite Brief in die Augen, ich öffnete ihn — er war von Stollen.

„Theurer Freund! Ich weiß nicht, ob ich Dich noch so nennen darf, da ich das Band der Freundschaft so schändlich entweihte. Ich habe Dir die Ruhe Deines Herzens geraubt, und glaubte so den Sturm in meinem eigenen zu beschwichtigen. Auch ich habe Fanni geliebt, ich habe sie angebetet! Ich wußte, daß sie Deine Braut sei, und — ich liebte sie doch! Ich liebte ohne Gegenliebe. Ich habe einen fürchterlichen Kampf gekämpft, doch ich war schwach und bin unterlegen! Fest hatte ich beschloffen, der Geliebten zu entsagen, die doch nie die Meine werden konnte; doch, als ich auf jenem Balle unerwartet Dich mit ihr im vertraulichsten Gespräche erblickte, da erwachte jene unglückliche Leidenschaft mit Riesenkraft. Eifersucht war es, die mich das Märchen mit der Baroness Stollen erfinden ließ; Eifersucht, die mich Dir im Kampfe auf Leben und Tod entgegenstellte, in welchem ich — zu siegen hoffte, um Dich, meinen lästigen Nebenbuler, zu verderben. Die Nemesis leitete unsere Waffen, und ich ward verwundet! Warum dräng damals Dein Degen nicht tiefer ein? Mich schmerzte nicht die Wunde von Dir, aber die Wunden, die ich Dir und Deiner Fanni geschlagen. Ich hatte das Glück zweier Familien zertrümmert, und Dich, meinen besten Freund, betrogen; Dein zerstörtes Lebensglück, Fanni's zu frühes Hinscheiden lasten auf meinem Gewissen! Mein Entschluß steht fest, wenn Du diese Zellen erhältst, bin ich auf dem Wege nach Amerika. Wenn Du auch dem treulosen Freunde nicht vergeben kannst, so fluche doch nicht Deinem reumüthigen Ludwig.“

Daß er seinen Entschluß ausgeführt, bestätigte der Brief meines Oheims. In jeder andern Stimmung hätte mich Stollens Schreiben tief ergriffen, nun aber betrachtete ich ihn nur als den Urheber meines Unglückes.

Mit Ungeduld sah ich den Augenblicke entgegen, der mich wieder nach B. zurückbringen sollte.

Mit wech' ganz andern Gefühlen fuhr ich nun meinem Geburtsstädtchen entgegen! Die Jahreszeit war weiter vorgeschritten, der Herbst bereits zum Winter geworden, die kalten Stürme von außen, und die Ruhe der erschlafenden Natur contrastirten seltsam mit meinem aufgeregten Innern, und doch war es auch in meinem Busen Winter geworden! Als ich das erste Mal gegen B. fuhr, ängstigte mich die Besorgniß, eine Braut zu finden, die ich nicht lieben könne, nun peinigete mich die Furcht, die Einzige zu verlieren, die mich an's Leben fesselte. Die Pferde, im rasenden Galopp dahineilend, schienen mir doch nur zu schleichen, jede Sekunde wurde zur martervollen Stunde. Es wollte mir fast die Brust vor Angst und Freude, Hoffnung und Furcht zerspringen, als am vierten Tage der Reise die Thürme von B. vor meinen Augen aufstauten und der Wagen endlich vor dem Hause meines Oheims stille hielt.

Hier kamen mir Alle mit verweinten Augen entgegen. Wo ist Fanni? schrie ich mit bebender Stimme. Bald wird sie vollendet haben! sagte mein Onkel, mit Thränen in den Augen, und in Schmerz aufgelöst, warf er sich an meine Brust. Man gebot mir Stille, doch ich rief in tiefster Wehmuth: Nein, sie darf nicht sterben! Ich bin gekommen, sie zu retten! Wo ist meine Fanni? Ich will ihr die Schwäre meiner Liebe, meiner Treue bringen! Als ich mich in das Gemach begaben wollte, in welchem die Kranke lag, trat mir Sternfeld entgegen. Was willst Du, Mörder meines Kindes, rief er mich zurückdrängend; zurück, Meineidiger! Bringe ihr im letzten Todeskampfe nicht Dein verhaßtes Bild vor die Augen! Doch ich achtete der Worte des alten Mannes, des tief gebeugten Vaters nicht, drängte ihn wie betäubt bei Seite, und stand in dem Krankenzimmer, vor dem Sterbebette meiner Braut!

Bleich und abgehärtet lag sie da, die Augen geschlossen, die Hände wie zum Gebete gefaltet, ein sanftes Lächeln spielte um ihre Lippen, und lagerte sich auf den eingefallenen Wangen. — Ich war meiner Stimme nicht mehr mächtig, stürzte auf sie zu, ihre Hände und Lippen mit den feurigsten Küßen bedeckend. Theure Fanni! rief ich mit dem Ausdrucke der Verzweiflung, bist Du mir denn für immer entzissen? Kann Dich mein Flehen, meine Liebe nicht mehr in's Leben zurückrufen? Hast Du keinen Blick mehr, keine Worte für mich Unglücklichen? Thränen erstickten meine Stimme. Da schlug sie die Augen auf, eine flüchtige Röthe färbte die blassen Wangen: Mein Karl! lispelte sie matt, und ein schwaches Lächeln überflog ihr Antlitz, dann sank sie auf ihr Lager zurück, ihre Augen schlossen sich wie zum ewigen Schlummer.

Todt! schrie ich voll Verzweiflung, und sank bewusstlos am Bette nieder.

Mehrere Stunden mochte ich in dem Zustande der Bewusstlosigkeit gelegen seyn; als ich erwachte, fand ich mich in dem Zimmer meines Oheims auf dem Ruhebette. Die Morgensonne sandte ihre Strahlen durch das halb geöffnete Fenster. An meiner Seite stand der Arzt und zählte die Schläge meines Pulses. Mein Kopf war schwer, wie nach einem schrecklichen Traume; meine Nerven waren abgespannt, sinnend fuhr ich mit der Hand über die Stirne, und konnte lange nicht zu klarem Bewußtseyn gelangen. Als ich mich des Vorgefallenen erinnerte, war Fanni der Gegenstand meiner ersten Frage.

Beruhigen Sie sich, sprach der Arzt, das Fräulein lebt; eine wohlthätige Kriß, herbelaeführt durch den Eindruck, den Ihr plötzliches Erscheinen auf sie hervorbrachte, gibt mir Hoffnung, die bereits Aufgegebene dem Kreise Ihrer liebenden Verwandten wieder zu schenken.

Sie lebt? rief ich freudig, und fiel dem Manne um den Hals, er aber empfahl mir Ruhe, meiner eigenen Gesundheit wegen.

Fanni's Zustand besserte sich mit jedem Tage; auch meine Unpäßlichkeit wurde bald gehoben, und im nächsten Frühjahre standen wir Beide vor dem Altare, um den Segen des Priesters zu unserer Verbindung zu empfangen. Frieden und Eintracht sind die Stützen unsers häuslichen Glückes. (Allg. Th. 3.)

Physiologisch-Philosophische Aphorismen über das Gähnen.

(In einer Stunde des Gähnens verfaßt.)

Es giebt Menschen, die noch keinen Kaviar gegessen; es giebt Menschen, die noch kein griechisches Trauerspiel in der Ursprache gelesen; es giebt Menschen, die noch nicht vierspännig gefahren; es giebt Menschen, die sich noch nie gründlich gewas-

schon; es giebt Menschen, die noch nie eine Polka getanzt; es giebt Menschen, die noch nie Stadtrath gewesen; es giebt Menschen, die noch nie Austern gegessen; es giebt Menschen, die noch nie Schellings Naturphilosophie studirt; es giebt Menschen, die noch nicht in Ranking und Manchester gewesen; und es giebt Menschen, die noch nie eine ächte Havannacigarre geraucht haben. Ja, solche Menschen giebt es auf dieser Erde; aber auf dieser Erde giebt es keinen Menschen, der nicht schon gegähnt hätte.

Mit dem ersten Menschen wurde das erste Gähnen geschaffen. Schon Adam hat gegähnt. Er, der noch keine Gelegenheit hatte nachzudenken, langweilte sich, gähnte und schlief ein. Er erwachte, gähnte und fand seine Frau Eva; und seine Frau Eva sah ihren Mann Adam und gähnte. Und Adam und Eva waren Mann und Weib und gähnten zusammen. Die erste Ehe wurde unter paradiesischem Gähnen geschlossen; das war das glücklichste Gähnen, welches die Sonne sah. Seit jener Zeit wurden viele Ehen geschlossen; seit jener Zeit wurde viel gegähnt; aber leider nicht mehr im Paradiese. —

Wenn das Kind sich dem Mutterstöße entringt, fängt es zu gähnen an. Es ist der erste schwache Versuch, das Debüt, mit dem der Sterbliche auf die Schaubühne des Lebens tritt. Sobald der Mensch aber ausgewachsen, hat er das Gähnen bis zur Virtuosität entwickelt. Ja, es giebt Menschen, die mit zehn Pferdekraft gähnen. Aber Gähnen und Gähnen ist zweierlei. Adam hat gegähnt; die Wilden gähnen auch und die Königin Amare, die doch sonst ohne Erlaubniß der Engländer nichts zu thun im Stande ist, darf doch selbstständig gähnen. Das Gähnen ist das einzige Zeichen ihrer Souveränität. Aber das eigentliche, selbstbewußte Gähnen, das Gähnen, von dem man sich vollkommen Rechenschaft geben kann, gehört nur der civilisierten Welt. Je mehr sich Kunst und Wissenschaft entfalten, je mehr die Cultur die rauhen Seiten eines Volkes abschleift, desto mehr, desto häufiger wird gegähnt. Mit der feinen Sitte nimmt auch das Gähnen zu und wo die Bildung am höchsten, da ist das Gähnen am weitesten.

Das Gähnen ist der unzertrennliche Lakai des Schlafes; dieser mag kommen oder gehen, der Lakai begleitet ihn immer. In der civilisierten Welt giebt es viele Gähnanstalten, große Salons, wo die gebildete Menschheit zusammenkommt, um sich gegenseitig auszugähnen. Die civilisierte Welt hat ihre Concerte, wo musikalisch gegähnt wird. Die civilisierte Welt hat ihre Unversitäten, wo im dunkern Hörsaal ein Professor vor einem zahlreichen Auditorium über die Mythologie der alten Völker spricht, da wird wissenschaftlich gegähnt. In den Deputirtenkammern spricht ein Mitglied, welchem für den Geist, der ihm fehlt, die Worte abgehen. Es fängt Einer an zu gähnen und bald gähnt die äußerste Rechte, die äußerste Linke, das Centrum und sogar der Präsident mit der Schelle öffnet den Mund und — gähnt. Gähnen ist dann an der Tagesordnung.

Nur im Gähnen zeigt es sich, daß der Mensch mit dem Menschen fühlt. Jeder Unterschied des Standes, der Gesinnung, der Glaubensmeinung hört auf, wo die Menschen gähnen. Ein Narr macht bloß viele Narren; aber ein Gähner bringt Alles zum Gähnen. Nichts pflanzt sich so schnell fort wie das Gähnen, nicht einmal der Elektromagnetismus. Man stelle von Mainz nach Bingen jede zehnte Schritte einen Mann und lese dem Ersten einen Artikel aus der „Rhein- und Moselzeitung“ vor und ehe eine Minute vergeht, wird der letzte in Bingen gähnen. Mich wundert wirklich, daß man noch keinen Gähntelegraphen errichtet; er ist ja mit so wenig Kosten verbunden, und der Gähnstoff würde doch gewiß nicht ausgehen, so lange unsere Journalistik keine andere Richtung nimmt. —

Wo wird aber am meisten gegähnt? unstreitig in den gebildeten Circeln, in den Theesellschaften, wo man den Thee sehr dünn und die Musik sehr dick kriegt und wo Cuterpe einen

ganzen Abend hindurch grausam gefoltert wird, damit die Gesellschaft noch grausamer gefoltert werde. Wir werden zu einem solchen Thee eingeladen. Aber kaum sind wir erschienen, setzt sich die Hausdöchter an den Flügel und spielt die Wüste von Felsien David. Der Samum weht; die Sandwolken fliegen in den Läften; der Muezzin ladet zum Gebete, und die Kameele, das einzige, was uns im Oelent an unser theueres Vaterland erinnert, kommen immer näher. Wir sehen auf die Pendüle. Eine Stunde ist verfloßen; aber die Wüste hört noch immer nicht auf. Die Gesellschaft steht sich gegenseitig an mit der stummen Frage: Wann werden wir endlich aus dieser Wüste kommen? Aber die Wüste hat drei Theile und wir sind noch im ersten. Zum Thee sind wir gekommen und sind in die Sahara gerathen. Da fängt Einer, dem die deutsche Geduld ausgegangen, zu gähnen an und in einem Nu gähnt die ganze Gesellschaft. Sie war früher ganz Ohr; jetzt ist sie ganz Mund.

Ja, in solchen Abendunterhaltungen, wo nichts fehlt als die Unterhaltung, wird am meisten gegähnt; denn das Gähnen ist die Rache des Geistes, der aus Zorn über die empfundene Verachtung, den Beleidiger mit der Maulspitze heim sucht. Vielleicht ist auch das Gähnen ein Ersatz für die feine Welt, daß sie sich wenigstens gegenseitig in den Mund sehen kann, da sie sich doch nie gegenseitig in's Herz sieht.

Die Aerzte behaupten, das Gähnen sei ein tiefes Athemholen. Wenn nämlich dem Geiste der Athem ausgeht, fühlt der Körper um so energischer das Bedürfniß des Athems. Und wie mancher Geist hat einen sehr schwachen Athem!

Jeder Affekt, jeder Teufel hat seine eigene Sprache. Der Zorn spricht uns in Bildern an; der Neid spricht uns ironisch und die Wuth in abgebrochenen, fast in unartikulirten Tönen an. Die Langweile aber spricht uns gar nicht an; sie führt keine hörbare, sondern nur eine sichtbare Sprache, und diese Sprache ist das Gähnen, wobei der Mund sich weit öffnet, um zu zeigen, wie arm er an vernünftigen Worten ist. Die lange Weile ist die Zeit, die sich selbst zur Last geworden. Die Zeit ist die vergänglichste Tochter der Ewigkeit und die lange Weile ist die ungerathene Tochter der Zeit. Die Zeit ist das Endliche im Unendlichen und die lange Weile das Unendliche im Endlichen.

Im Himmel ist die ewige Seligkeit, eine Seligkeit, die nie aufhört und ihre Sprache ist Gesang der Cherubim.

In der Hölle ist die ewige Langweile, eine lange Weile, die nie aufhört und ihre Sprache ist das Gähnen; daher sagt man auch, die Hölle gähnt.

Aber ich will diesen Aufsatz nicht fortgähnen. Ich sehe schon die hochgeehrten Abonnenten beiderlei Geschlechts, wie sie die Hand auf den Mund legen, um über das eben Gelesene nachzugähnen, und es freut mich, daß es mir endlich gelungen, wenigstens einen Aufsatz Allen mündig gerecht zu machen. (Narrhalla 1846.)

Die segnende Hand.

Abendlich, in meiner Kindheit Tagen,
 Ließ vor sein Bett, mein Vater hin mich knien;
 Trotz langen Siechthums, hört' ich nie ihn klagen,
 Sah jede Wolke still vorüber zieh'n,
 Und fühlte dann, als frommen Abendsegen,
 Des Großes Hand auf's Kindesaupt sich legen.
 So lang die Hand auf meinen Rücken ruhte,
 Hört' ich ihn beten, andachtsvoll, für mich!
 Den alten Krieger, mit dem wilden Muthe,
 Zum Himmel seh'n jetzt heiß und inniglich!
 Und glaubte fest: weil Vaters Segen nützet,
 Von Gottes Engeln meinen Pfad beschützt.

Jedoch, es kam ein Tag, ein Tag voll Trauen,
Wo man mich von ihm riß, und ich muß' geh'n;
Wo ich den Theuren nicht mehr durfte schauen,
Bis — bleich, am Katafall er war zu seh'n.
Es war der Tag, an dem er ist gestorben,
Und wo mein Daseynsglück im Keim verdorben.

Man sagte mir: sie würden ihn begraben, —
Doch ich begriff dies nicht, und schlich hinein;
Da lag im Tode er so mild erhaben,
Wie des Gerechten Schlummer nur kann seyn.
Ich kniete auf die schwarzbehang'nen Stufen,
Doch hörte er nicht seines Kindes Rufen!...

Auch legt' die Hand er nicht mehr auf die Locken,
Und doch schien es mir noch, als fühl' ich sie, —
Nicht kannte ich ja noch der Pulse Stocken;
Was sterben heißt, bis damals ahn' ich's nie!
Ein Riß im Herzen erst, hat mich gelehret:
Daß ach! was todt ist nimmer wiederkehret!...

Wohl folgten sorglos dann die Blüthenjahre, —
Froh wuchs ich da heran, mir kaum bewußt;
Auch Leiden — eingebildete und wahre —,
Sie fanden Raum in meiner jungen Brust.
Doch später erst, in Lebenssturmes Wüthen,
Entblättert — verweht — sich jene Blüthen!
Inmitten aber aller Wechselfälle,
Fühl' ich in stiller Nacht noch oft die Hand,
Die Vaterhand, auf jener Scheitelstelle,
Wo sie beim Abendsegen einst sich fand!
Ein Wehgefühl — wo Lust und Pein sich einen, —
Läßt um verfehltes Glück dann still mich weinen! —
(Allg. Th. Stg.)

Morgenroth und Abendroth.

Die Röthe, die am Morgenhimmel blüht,
Die Röthe, die am Abendhimmel glüht,
Sind Rosen sie nicht beide,
Der Augen schönste Weide?
Die eine doch streut ihre süßen Düste
Um eines Säuglings Wiege in die Lüfte,
Der andern Blätter aber fallen ab
Als letzte Gabe auf ein frisches Grab.

Guter Rath.

Wenn ein Mühlstein vom Berge rollt,
Kannst ohne Schande du zur Seite springen.
Wenn dir ein Unvernünftiger großt:
Mit ihm zu streiten, soll dir's Ehre bringen?

Miscellen.

* Was braucht man, um lange zu leben? Man
muß die Regeln befolgen, welche unsern Voreltern so lieb wa-
ren. Man muß um 6 Uhr Morgens aufstehen, um 11 Uhr
zu Mittag essen, um 6 Uhr zu Abend und um 10 Uhr zu Bette
gehen; thut man dieß, so lebt man sicher noch einmal so lange
als jetzt.

* Ueber den merkwürdigen Wanderinstinct
der Thiere lesen wir Folgendes: „Eine Schildkröte war bei
der Insel Ascension gefangen worden; man hatte sie an ihrem
Brustschild durch eingebrannte Buchstaben und Ziffern bezeichnet.
Sie sollte mit nach Europa geführt werden. Da sie aber auf
der Fahrt krank wurde und zuletzt dem Tode nahe schien, warf
man sie im brittischen Canal in's Wasser. Zwei Jahre darauf
wurde dieselbe Schildkröte, jetzt bei frischer Gesundheit, in der

Nähe derselben Insel Ascension wieder gefangen. Sie hatte,
geführt vom Zuge des Heimwehs, durch das Gewässer hindurch
einen Weg von mehr denn 800 Meilen gemacht.

* Chinesische Arglist. In China gilt das Ueber-
listen beim Handel für rechtlichen Gewinn, etwa so wie in
Europa beim Papiergeschäft, nur viel gewissenloser und klein-
licher noch. Verkauften die Chinesen Ochsen, so mischen sie ein-
nige Pfund Eisenselle unter das Futter, um sie schwerer zu
machen. Die Leute des englischen Gesandten Macartney
kauften für wirkliche Schinken sehr künstlich aus Holz geschnitzte
mit Häuten überzogene. Ein neuerer Reisender erzählt, daß er
von einem blinden Manne auf einer Straße in Kanton eine
Kamelia Japonica wegen der schönen weißen und rothen Blü-
then gekauft; die Blumen sängen aber bald zu welken an, und
bei näherer Besichtigung ergab es sich, daß es Blüthen eines
fremden Baumes waren, mittelst Bambusfasern so geschickt
in die Kelche befestigt, daß es unmöglich war, den Betrug zu
entdecken.

Haritätenkästlein.

†† Als Scala der Glaubwürdigkeit von Zei-
tungsnachrichten dürfte folgende Zusammenstellung von
bestehenden Einleitungsworten dienen: Eine krasse Zeitungente ist
folgende Geschichte. — Wohl nur auf einer Mystification be-
ruht es. — Etwas fabelhaft klingt. — Dunkle Gerüchte
gehen von Mund zu Mund. — Hier und da munkelt
man. — Unverbürgten Nachrichten zufolge. — Einem on dit
zufolge. — Es soll sich zugetragen haben. — Es geht das
Gerücht. — Man erzählt sich. — Einige Zeitungen wollen
wissen. — Einer Privatmittheilung zufolge. — Es verlau-
tet. — Einigen Glauben findet hier und da das Gerücht. —
Aus glaubwürdigem Munde wird uns die Mittheilung. —
In wohlunterrichteten Kreisen spricht man. — Sicherem Ver-
nehmen nach. — Von guter Hand erfahren wir. — Zuver-
lässigen Nachrichten zufolge. — Aus guter Quelle kann ver-
sichert werden. — Als Thatsache gilt, daß. — Es bestä-
tigt sich, daß. — Wir sind ermächtigt, hiemit zu erklären. —

†† Ein schönes Mädchen bekam von einem Cavalier einen
Brief durch die Post und zwar zu ihrem größten Erstaunen
geöffnet. Erst als sie die Zeilen durchflog, wurde ihr die Sache
klar. Die Schilderung seiner Liebe zu ihr war so warm und
heiß, daß davon das Siegel geschmolzen war.

†† Ein Pariser Barquier, dem der durch ihn beauftragte
schwedische Gesandte beim Spieltische die Karten in's Gesicht
geworfen hatte, antwortete auf die Frage, ob er ihn nicht for-
dern werde: „Ich wollte es, aber mein Associé glebt es nicht zu.“

Charade.

Ein Element, das mächtigste auf Erden,
Nennst Dir vereint mein erstes Sylbenpaar.
D mög' es nie das herrschende doch werden,
Ein Strafgericht, wie es der Vorwelt war.

Es wolle eher denn die Mode schwinden,
Die meine letzten einst den Männern gab.
Der Schotte nur, hoch über Thales Gründen,
Wich noch bis jetzt von dieser Sitte ab.

Das Ganze ist ein drohendes Gebilde,
Und wehe dem, dem es sich flugschnell näh'rt;
Bewältigend fährt es über die Gefilde,
Bis es sich endlich durch sich selbst entleert.

Auflösung der Charade in No. 73:
Weinlese.